

**E**ntgegen der sonstigen Gepflogenheiten im Stahlhof, der ja immerhin eine Einrichtung der Offenen Kinder- und Jugendarbeit war, schloss der Leiter hin und wieder die Tür zu seinem winzigen Büro. Alle hier wussten, was das bedeutete: Der Boss brauchte seine Ruhe. Er erzählte zwar jedem, der es hören wollte, dass einem seine Tür immer offen stand, aber das durfte man nicht wörtlich verstehen. Mittlerweile hatten seine Mitarbeiter gelernt, dass man ihn in manchen Situationen lieber nicht störte, wenn man es sich nicht nachhaltig mit ihm verscherzen wollte.

Um sich in Stimmung zu bringen, machte er Musik an. Die eingestaubten CDs im Regal waren genauso alt wie der überdimensionierte, im Proberaum ausrangierte Ghettoblaster, der aus Platzmangel am Boden stand. Niemand nutzte mehr ein solches Gerät, aber wie von so vielen lieb gewonnenen, althergebrachten Dingen im Stahlhof hatte er sich auch davon einfach nicht trennen können.

Die zweite Strophe seines Lieblingsliedes von TocoTronic, „Mein Prinz“, war gerade verklungen, da klopfte es. Da es untypisch war, dass die Kinder anklopfen – wenn sie etwas wollten, platzten sie meist einfach herein – musste er davon ausgehen, es könne sich doch um einen Kollegen handeln, der es wagte, die ungeschriebene Regel zu missachten. Missmutig stellte er die Musik aus und rief „Herein“, doch seine Miene hellte sich sofort auf, als er sah, wer es war.

Der Junge war elf, maximal zwölf, hatte schokoladenbraune Haut, tieftraurige dunkle Augen und einen wunderschönen Lockenkopf. Anders gesagt: Er war perfekt.

„Du wolltest mich sprechen, Boss?“

Er stritt es zwar stets ab, aber insgeheim liebte er es, wenn die Kids ihn so nannten. Besonders wenn sie es, so wie dieser kleine Engel, wirklich noch ehrfürchtig und respektvoll meinten, ohne jede Spur von Sarkasmus oder Ironie.

„Setz dich. Willst du was trinken?“

Der Junge nahm auf dem kleinen Klappstuhl Platz aber schüttelte mit dem Kopf. Dennoch bekam er eine Flasche Cola vor sich auf den Schreibtisch gestellt, die für solche Anlässe stets in der untersten Schublade des Schreibtischs in einer kleinen Kühlbox bereitlag. Nur zögerlich ließ er sich durch die einladende Geste des Pädagogen überzeugen, einen Schluck zu nehmen.

„Du kommst ja noch nicht all zu lang zu uns. Ein paar Mal haben wir beide dennoch bereits das Vergnügen gehabt. Und ich habe dabei schnell gemerkt: Du bist ein ganz besonderer Junge.“

Das sagte er immer, aber diesmal stimmte es wirklich. Ein unterdrücktes Lächeln huschte über das sanfte Gesicht des Kindes.

„Heute ist dein Glückstag. Denn ich habe eine ganz besondere Überraschung für dich. Etwas, das sich jedes Kind in deinem Alter hier wünscht. Hast du eine Ahnung, welchen Wunsch ich meine?“

Der Junge schwieg und es war nicht ganz klar, ob er noch über die Frage nachdachte oder wartete, dass sein Gegenüber weitererzählte, also hakte der Pädagoge lieber noch einmal nach. „Was ist denn dein größter Wunsch, seitdem du am Stahlhof bist?“

„Dass meine Eltern sich wieder vertragen.“

Was für ein süßes, unschuldiges Kind. Kurz überlegte er, ob er ihn wieder wegschicken sollte, doch als er sah, wie er den Blick senkte und mit der rechten Hand verlegen an seinen Locken spielte, wusste er, dass es unmöglich war, einen solch perfekten Jungen gehen zu lassen.

„Das ist ein schöner Wunsch und ich drücke dir die Daumen, dass er in Erfüllung geht. Aber ich meinte das eher bezogen auf den Stahlhof. Es gibt doch hier einen Ort, von dem du bestimmt schon gehört hast, aber den du noch nicht kennst, oder?“

Jetzt war der Groschen gefallen. Er machte große Augen. „Ich darf in die Lounge?“

„Ganz genau. Dort wo sonst nur die Großen hindürfen.“

„Wann?“

„Jetzt sofort, wenn du möchtest.“

„Aber... Es ist doch gar nicht Freitagabend.“ Aufregung und Neugierde standen ihm förmlich ins Gesicht geschrieben.

„Na und? Ich hab schließlich den Generalschlüssel und kann in die Lounge wann immer ich will. Aber das muss unter uns bleiben. Sonst will am Ende noch jeder dahin. Und das geht natürlich nicht. Also, kein Wort zu niemandem, versprichst du mir das?“

Das Ja kam wie aus der Pistole geschossen. Spätestens jetzt wusste er, dass es klappen und wunderbar werden würde. (...)

\*\*\*

*Die Leute sagten, wir seien Sandkastenfreunde, aber das stimmte nicht. Wir hatten nie zusammen im Sandkasten gespielt. Ich konnte Sand nicht leiden. Schon gar nicht den auf unserem kleinen Spielplatz im Hof zwischen meinem Haus, Nummer vier, und seinem Haus, Nummer sechs. Jederzeit lief man hier Gefahr, in Zigarettenkippen, Hundehaufen, Glasscherben oder Schlimmeres zu treten.*

*Niklas hatte keine Angst vor solchen Dingen. Er war zwei Jahre jünger, einen Kopf kleiner und dennoch doppelt so mutig wie ich.*

*Außer ihm hatte ich keine Freunde in der Nachbarschaft. Ich lebte viele Jahre in Schmachthagen, ging dort aber nie zur Schule. Meine Eltern hatten die Eigentumswohnung im elften Stock lange vor meiner Geburt gekauft, zu einer Zeit, als es noch schick war, im Hochhaus zu wohnen und als das Grau unserer Betontürme als modern und nicht als monoton empfunden wurde. Sie waren beide Lehrer im benachbarten Ginsterfelde, mein Vater am Gymnasium, meine Mutter an einer Grundschule, und es stand schon bald fest, dass ich ihre Schulen und nicht die des Viertels – von zweifelhaftem Ruf wie inzwischen das gesamte Quartier – besuchen würde.*

*Wir lernten uns also weder in der Schule noch auf dem Spielplatz kennen, sondern im Einkaufszentrum. Da war ich gerade zehn geworden und Niklas acht. Es war eigentlich mehr eine Ladenpassage als ein richtiges Einkaufszentrum, eine triste Ansammlung von Billigläden und Imbissbetrieben. Aber für uns Hochhauskinder war das EKZ trotzdem die Mitte der Welt, was wegen der geografischen Lage im Zentrum der am Reißbrett entworfenen und in geometrisch angeordnete Blöcke unterteilten Großwohnsiedlung sogar fast der Wahrheit entsprach.*

Zwischen der uns strengstens verbotenen Spielhalle und der Dönerbude gab es ein paar auch für Kinder zugängliche Geräte: einen Flipper, zwei Videospieleautomaten – Fußball und Autorennen – sowie ein rosa Pferd, das sich auf und ab bewegte und komische Geräusche machte, wenn man eine Mark einwarf.

Und dann war da noch dieser Visitenkartendrucker, der als einziges Gerät immer frei war. Er stand ein bisschen abseits, neben dem Passfotoautomat. Alle Maschinen faszinierten mich, doch die vielen, meist größeren Kinder, die sich nachmittags um sie scharten, schreckten mich ab. Aber nicht nur deswegen war der Visitenkartenautomat mein Lieblingsapparat. Ich verbrachte Stunden davor. Man konnte die Visitenkarten mit einer großen Auswahl aus Piktogrammen und Zeichnungen schmücken, je nach Hobby oder Beruf.

Wie fast jedes Kind liebte ich es, in Gedanken ein Anderer zu sein, erwachsen zu sein. Ich war Chefarzt, Rechtsanwalt, Bestatter, Vogelkundler, Künstler, Kegelmeister, Fußballprofi und vieles mehr. Doch so fantasievoll meine Entwürfe auch waren – mein bescheidenes Taschengeld reichte nie aus, um sie zu Papier zu bringen. Stolz fünf Mark hätte der Druck in der kleinstmöglichen Auflage gekostet.

Eines Tages stand er plötzlich hinter mir. Als ich spürte, wie jemand näher kam und versuchte, mir über die Schulter zu schauen, dachte ich zunächst, er wolle mir einen Streich spielen.

Ich drehte mich um und blickte direkt in sein Gesicht. Ich sah Sommersprossen und eine Stupsnase, weit geöffnete, tiefbraune, geheimnisvoll traurige Augen, deren Pupillen etwas zu schnell hin und her wanderten, einen kleinen Mund und vor allem eine für dieses zierliche Kerlchen schier riesige Mähne lockiger, schwarzbrauner Haare, die wild abstanden und ihm gleichzeitig tief ins Gesicht hingen. Dass seine Haut ein ganzes Stück dunkler war als meine, fiel mir erst viel später auf, als ich zum ersten Mal mitbekam, wie sie ihn damit aufzogen und wie wütend es ihn machte.

Was ich jedoch sofort erkannte, war, dass er mir keinen Streich spielen, mich nicht ärgern würde. Es gibt Menschen, die müssen nicht sprechen, um etwas zu sagen. Niklas gehörte dazu. Die Art und Weise, wie er mich ansah, genügte, um mich zu beruhigen. Mein ansonsten stark ausgeprägter Fluchtinstinkt bei jeder Annäherung durch fremde Kinder war sofort erloschen. Und so war tatsächlich ich es, der Schüchterne von uns beiden, der mit einer einfachen Frage und auf dem Fundament eines neugierigen Blickes den Grundstein für eine über viele Jahre bestehende Freundschaft legte.

„Möchtest du auch mal?“, fragte ich ihn.

Manchmal denke ich darüber nach, wie unser Leben wohl verlaufen wäre, wenn ich in diesem Moment nichts gesagt hätte. Hätte er mich dann angesprochen? Oder wäre er einfach wieder gegangen? Hätten wir uns inmitten all dieser Siedlungskinder, denen ich sonst immer so tunlichst aus dem Weg ging, überhaupt jemals wiedergetroffen?

In jedem Fall nickte er und stellte sich, noch immer wortlos, neben mich. Ich zeigte ihm, wie die Maschine zu bedienen war. Er suchte das Design und die Farben heraus, das Schreiben fiel ihm jedoch schwer, so dass ich das Tippen übernahm.

„Wie willst du heißen?“

„Niklas.“

„Ist das dein echter Name?“

„Klar.“

Ich tippte den Namen ein.

„Wie heißt du mit Nachnamen?“

„Weiß nicht.“

„Du musst doch wissen, wie du mit Nachnamen heißt.“ So klein war er doch auch nicht mehr, und er wirkte durchaus aufgeweckt.

„Warum? Ist das wichtig?“

„Na ja, hier ist noch so viel Platz. Außerdem gehört das so, auf Visitenkarten steht immer der Nachname.“

„Dann schreib doch deinen Namen dazu.“

Ich schäme mich heute ein wenig dafür, aber in diesem Moment bereute ich, ihn an die Maschine gelassen und in mein Spiel einbezogen zu haben. Er verstand offenbar das Prinzip nicht, dachte ich mir. Was für ein Baby! Ich rollte mit den Augen.

„Wie heißt du denn?“, fragte er mich, unbeirrt.

„Simon Specht.“

Er beugte sich über die Tastatur und tippte umständlich, vervollständigte die erste Zeile, bis auf dem Bildschirm stand: Niklas +SEmoN.

Ich war seltsamerweise so gerührt, dass ich ganz vergaß, ihn auf die falsche Schreibweise meines Namens hinzuweisen.

„Ich muss jetzt los“, sagte er schließlich, etwas unvermittelt. „Sonst krieg ich wieder Ärger.“

Jetzt wollte ich nicht mehr, dass er ging. Ich wollte unsere gemeinsame Visitenkarte fertigstellen. „Wo wohnst du?“

„Gropiusstraße vier.“

„Ich wohne Gropiusstraße sechs!“

Ohne uns verabredet zu haben, gingen wir beide am nächsten Nachmittag wieder ins Einkaufszentrum. Ich war vor ihm da und als ich ihn nicht sah, befürchtete ich bereits, er würde nicht kommen. Doch wenig später tauchte er auf, mit einem Lächeln auf den schmalen Lippen und noch weiter geöffneten Augen als am Tag zuvor. Wir setzten unsere Arbeit fort. Ich gab erneut unsere Vornamen ein, diesmal ohne Schreibfehler, und war so zufrieden wie seit langem nicht mehr.

„Jetzt müssen wir noch Bilder auswählen“, sagte ich und überließ ihm kameradschaftlich den Vortritt.

„Was soll ich nehmen?“, fragte er mich.

„Was du willst. Irgendwas, was dir passt.“ Diese Art der authentischen Visitenkartengestaltung, ganz ohne Quatschnamen und Fantasieberufe, war schließlich auch für mich Neuland.

Nach langem Suchen wählte er schließlich die Zeichnung eines unscheinbaren Vogels aus.

„Warum hast du dir den denn ausgesucht?“

„Na, wegen dir. Du heißt doch Specht.“

Er kicherte, wobei sich seine ansonsten so weit geöffneten Augen für einen kurzen Moment zu zwei winzigen Schlitzern zusammenkniffen und seine Stupsnase noch stupziger wurde.

Der Vogel auf dem Bildschirm war alles, nur kein Specht, und ich hasste es, wenn man Witze über meinen Nachnamen machte, aber ich konnte dem kleinen Niklas einfach nicht böse sein – und reagierte mit einem ebenso komisch gemeinten Konter: Ich konnte mittlerweile so ziemlich jedes Bild, das der Automat zu bieten hatte und

*brauchte daher nicht lange, bis ich die vermutlich als Symbolbild für Gärtner gedachte Zeichnung eines buschigen Staudengewächses auswählte. Es dauerte einen Moment, bis Niklas die Analogie zu seiner Frisur erkannte. Mir fiel ein Stein vom Herzen, als seine Augen sich wieder zu Schlitzeln zusammenschlossen und sein Näschen von der Erschütterung seines frechen Kicherns vibrierte.*

*„Was fehlt jetzt noch?“, fragte er mich.*

*Ich trug unsere Anschriften ein. Bei der Berufsbezeichnung und bei der Telefonnummer überlegten wir lange, wurden uns aber schließlich einig.*

*„So, und jetzt, lass uns die ausdrucken!“, sagte er, nachdem wir fertig waren.*

*„Das geht leider nicht. Viel zu teuer. Kostet fünf Mark.“*

*Niklas wühlte in seiner Hosentasche, zog zuerst einen völlig zerkauten, aber aus mir unerklärlichen Gründen nicht weggeworfenen Kaugummi, dann eine selbstgebastelte Steinschleuder und schließlich, mit triumphierender Geste, ein Fünf-Mark-Stück hervor. Voller Stolz grinste er mich an.*

*„Wo hast du das denn her?“*

*„Von meinem Vater.“*

*„Hat er dir das geschenkt?“*

*„Nö. Habs mir genommen. Krieg sowieso wieder Ärger.“*

*Ich bakte nicht weiter nach und wir druckten unsere Visitenkarten.*

*Ich weiß gar nicht mehr, wie viele es waren, jedenfalls verlor ich meine Hälfte des Stapels in den Jahren danach. Nach unserem Wegzug aus Schmachthagen waren sie plötzlich nicht mehr da.*

*Nur eine einzige überlebte, da ich sie in meiner Geldbörse aufbewahrt hatte.*

*Und dort trage ich sie bis heute, in dem kleinen Geheimfach unter den Kartensteckplätzen. Die Brieftaschen wechselte ich danach noch oft, die Visitenkarte zog jedoch immer mit um. Eigentlich sollte ich mir einen besseren Platz dafür suchen, denn sie ist mittlerweile völlig zerknickt, aber ich bringe es nicht übers Herz, sie herauszunehmen.*

*So wie ein Vater die Fotos seiner Kinder immer bei sich trägt, so schleppe ich dieses letzte Relikt meiner Kindheit stets mit mir herum.*

*Wenn ich traurig bin oder melancholisch – beides passiert durchaus häufig – dann hole ich sie hervor, sehe mir den verblichenen Vogel und die seltsame Pflanze an, lese unsere Namen und unsere fast richtig geschriebene Anschrift („Gropius Strasse 4+6, SCHMACHTHAGEN“) und die originelle Lösung, die wir uns für die Telefonnummern hatten einfallen lassen („Tel. GEHEIM!“).*

*Vor allem aber ist es die Berufsbezeichnung, auf die wir uns geeinigt hatten, die mir immer wieder die Tränen vor Rührung in die Augen treibt:*

*„FREUNDE.“*

\*\*\*

Bereits während des zweiten Semesters begann Simon, sich um ein Praktikum für die Sommerferien zu kümmern. Wie seit langem geplant, schrieb er zunächst eine Bewerbung an den Stahlhof. Wochen vergingen – und es kam noch nicht einmal eine Absage. Auch auf seine Nachfrage per E-Mail erhielt er nie eine Antwort. Erst als er sich dazu durchrang, anzurufen, teilte ihm eine junge Frau am anderen Ende der Leitung mit, dass man leider bis auf weiteres keinen Bedarf an Praktikanten habe, es tue ihr sehr leid, und wo seine Bewerbung abgeblieben sei, könne sie nicht sagen, der Chef sei manchmal etwas verpeilt in solchen Sachen und habe überhaupt viel zu viel um die Ohren mit dieser ständig wachsenden Bürokratie, dem ganzen Papierkram.

Natürlich war Simon enttäuscht, aber ein wenig hatte er auch damit gerechnet. Wer im Stahlhof ein Praktikum machen wollte, brauchte Kontakte ins Innere der Einrichtung, musste zum Beispiel aus der ehemaligen Klientel oder dem Umfeld der Pädagogen stammen.

Simon war in seinem Leben genau einmal im Stahlhof gewesen. Es war ein Ort, der ihm als Kind Angst machte und den er als Jugendlicher verteufelte. Und dennoch: Jetzt, wo er – zumindest theoretisch – die Voraussetzungen dafür erfüllte, auf die andere Seite zu gelangen (er war volljährig und hatte ein einschlägiges Studium begonnen), gab es für ihn nichts Wichtigeres, als genau das zu schaffen. Er gab also nicht auf.

Vielleicht hatte er ja doch einen Kontakt. Anke Gebhardt, eine Freundin seiner Eltern, ehemalige Schulsozialarbeiterin in Ginsterfelde, nun im benachbarten Schmachthagen Leiterin einer Einrichtung der Kinder- und Jugendhilfe, die den umständlichen Namen Kijukosch trug (Kinder- und Jugend-Koordinationsbüro Schmachthagen).

Er besuchte sie in ihrem Büro, das im zweiten Stock einer gewöhnlichen Siedlungswohnung untergebracht war. Sie redete schnell und viel und sah dabei mal in Simons Augen, mal gedankenverloren in Richtung der Fensterbank, auf der zwei ineinander verschlungene weibliche Figuren aus Porzellan oder Keramik standen, so genau vermochte Simon es nicht zu erkennen. Er wusste nur, dass er die Skulpturen abscheulich fand.

„Seit der Scheidung bin ich also sozusagen mit dem Kijukosch verheiratet. Und wenn meine Nicole jetzt bald auszieht, wird es noch schlimmer werden. Dann hab ich nur noch den Job.“ Ruckartig wandte sie sich vom Fenster ab und ihm zu. „Entschuldige, ich weiß gar nicht, warum ich dir das alles erzähle, das interessiert dich bestimmt überhaupt nicht.“

„Doch, natürlich, Frau Gebhardt, ich...“

„Anke. Bitte, nenn mich Anke. Ich fühl mich schon alt genug.“

„Natürlich, Anke, entschuldige.“

Es entstand ein peinliches Schweigen, wie es auf lange Monologe oft folgte. Simon war zu höflich und zu schüchtern, um endlich sein Anliegen vorzutragen, doch da seine Eltern mit ihr gesprochen hatten, wusste sie natürlich längst, worum es ging.

„Du bist doch bestimmt nicht bloß gekommen, um mit mir über den Beruf des Sozialpädagogen und die Aufgaben des Kijukosch zu reden. Deine liebe Mutti erwähnte etwas von einem Praktikum im Stahlhof. Warum möchtest du eigentlich genau dorthin?“

Das war eine berechtigte Frage, auf die es viele Antworten gab, aber nur eine, die in Ankes Ohren hoffentlich halbwegs plausibel klingen würde und die er sich für diesen Anlass zurechtgelegt, ja geradezu auswendig gelernt hatte.

„Ich interessiere mich für Offene Kinder- und Jugendarbeit. Außerdem bin ich in Schmachthagen aufgewachsen und fühle mich dem Stadtteil noch immer verbunden. Der Stahlhof ist die einzige Einrichtung dieser Art im Quartier, daher würde ich dort gern mithelfen und Erfahrungen sammeln.“

Anke nickte, sie schien mit der Antwort zufrieden zu sein. Simon war erleichtert.

„Also, ich will sehen, was ich für dich tun kann, Simon. Ich gehöre, anders als viele hier, nicht zum Freundeskreis von Joachim Lieberknecht, dem Stahlhof-Leiter. Aber er schuldet mir mehr als einen Gefallen, daher probiere ich es einfach mal.“ Sie schaute auf die Uhr. „Jetzt erreiche ich ihn nicht, aber ich kann ihn gleich heute Nachmittag anrufen und dir dann Bescheid geben, einverstanden?“

Anke hielt ihr Versprechen. Am Telefon war sie jedoch weit weniger gesprächig als noch während des Treffens. Offenbar hatte sie auch ihre Gründe dafür, lieber nicht über die Details ihrer Einstellungen und Erfahrungen im Bezug auf den Stahlhof zu sprechen.

„Hast du morgen um 13 Uhr schon was vor?“

„Nein.“

„Dann hast du da jetzt ein Vorstellungsgespräch im Stahlhof, mit Joachim Lieberknecht persönlich.“

Simon bedankte sich überschwänglich, konnte seine Erleichterung und Freude kaum zurückhalten.

„Du kennst ihn nicht, oder?“

„Warum fragst du?“

„Na ja, er ist nicht ganz einfach.“

Simon wartete gespannt darauf, dass sie ihre Aussage konkretisierte, aber Anke schwieg.

„Was heißt das, nicht ganz einfach?“

„Ach, nichts. Vergiss, was ich gesagt hab. Du musst dir dein eigenes Bild machen. Er ist halt ein Original. Sicherlich werdet ihr euch prächtig verstehen, er hat einen sehr guten Draht zu jungen Menschen.“

Mit diesen nebulösen Andeutungen beendete sie das Telefonat und aus Simons Freude wurde Aufregung, wurde Panik.

Was war das nur für ein verrückter Plan.

Aber jetzt gab es kein Zurück mehr. Er würde hingehen, und er würde Joachim Lieberknecht überzeugen müssen.

Was ziehe ich an? Wie soll ich mich geben? Noch viel wichtiger als die Wahl der Kleidung war die Wahl der Worte, der richtige Tonschlag. Er probte beides vor dem Spiegel, stundenlang.

Dann mischten sich natürlich auch noch die Eltern an. Er hatte eine Jeans und ein kariertes

Kurzarmhemd gewählt, es war ein warmer Tag im Mai, doch die Mutter legte Veto ein: „Jugendclub hin oder her, zu einem Vorstellungsgespräch zieht man sich ordentlich an.“

Sie bügelte noch schnell ein gutes Hemd, die Jeans wurde gegen eine Anzughose ausgetauscht, vor Krawatte und Jackett konnte er sich mit Verweis auf die Temperaturen zum Glück noch drücken.

Trotzdem dauerte es keine fünf Minuten, bis sich Schweißflecken unter seinen Achseln bildeten, gut sichtbar auf dem hellen Hemd. Mit nichts als einer Hülle, die seinen ausgedruckten und noch so spärlichen Lebenslauf enthielt, machte er sich auf den Weg zur alten Fabrik.

Es dauerte eine Weile, bis er das kleine Tor überhaupt fand, so lang war er nicht mehr hier gewesen. Doch als er es durchquerte, den Innenhof hinter der Mauer mit dem Bolzplatz betrat, da überkam ihn sofort die Erinnerung, so plötzlich und unangenehm wie ein Mückenstich.

Sechs Jahre lag sein letzter Besuch zurück, eine unendlich lange Zeit für einen so jungen Menschen, und trotzdem hielt er, genau wie damals, Ausschau nach Niklas, obwohl er wusste, dass er nicht hier sein konnte. Überhaupt, der ganze Hof war um diese Zeit menschenleer und auch auf sein Klopfen an der Tür zum Inneren des Stahlhofs reagierte niemand.

Irgendwann trat er einfach so ein, ging vorbei an den Billard- und Kickertischen zu einer Wendeltreppe. Er war noch nie dort gewesen, doch er ahnte, dass der Chef sein Büro oben haben würde.

„Wir haben noch geschlossen“, begrüßte ihn Joachim Lieberknecht, ohne von seinem Schreibtisch auch nur aufzusehen. Der Raum war winzig, neben dem Tisch, einem Regal und dem Pädagogen passte kaum noch etwas hinein.

„Entschuldigen Sie, die Tür stand offen, ich habe keine Klingel gefunden. Ich bin Simon Specht.“

Jetzt sah Joachim Lieberknecht ihn an. Er war dick, aber nicht im Gesicht, das hatte durchaus feine, fast schon karge Züge, Falten auch, Simon schätzte ihn auf um die sechzig, trotz der noch vollen, aber ergrauten Haare. Er trug ein weißes T-Shirt und darüber eine geöffnete, abgetragene Jeansweste.

„Egal, was Sie mir verkaufen wollen, ich brauche es nicht und ich kann es mir auch nicht leisten“, sagte er.

Hielt er ihn etwa wirklich für einen Vertreter? Oder wollte er ihn aufziehen, wegen seines förmlichen Outfits? Wie auch immer, Simon bereute es zutiefst, auf die Ratschläge seiner Mutter gehört zu haben.

„Ich hatte um 13 Uhr einen Termin zum Vorstellungsgespräch. Sie sind doch Joachim Lieberknecht, oder?“

Jetzt sah er ihn zum ersten Mal richtig an, musterte ihn geradezu von Kopf bis Fuß. Simon merkte, wie er überlegte, ob sie sich schon einmal begegnet waren, war sich aber ziemlich sicher, dass er sich in den letzten Jahren genügend verändert hatte, um nicht wiedererkannt zu werden. Vor sechs Jahren war er immerhin noch ein halbes Kind gewesen.



„Das steht zumindest in meinem Pass, aber dafür kann ich nichts.“ Er lachte laut, als sei das Gesagte in irgendeiner Form lustig gewesen. „Und wenn ich einen Termin um 13 Uhr gehabt hätte, dann wüsste ich das.“

Simon war verunsichert. War er zu früh? Hatte sie ihm eine falsche Zeit genannt?

„Anke Gebhardt hat deswegen doch mit Ihnen telefoniert?“

„Ach, verstehe... Anke Gebhardt. Du bist also der Student. Ich hab bloß zu ihr gesagt, sie soll den Kerl mal vorbeischicken und dass ich ab eins da bin. So schnell wird daraus dann ein Termin zum Vorstellungsgespräch. Das ist mal wieder typisch Sesselpupser-Pädagogen. Na, dann setz dich mal. Ich hab zwar nicht viel Zeit, aber gut.“

Simon nahm auf einem winzigen Klappstuhl Platz, so niedrig, dass er kaum über den mit Aktenbergen gepflasterten Schreibtisch sehen konnte.

Diese Herablassung schien dann sogar dem Pädagogen zu viel zu sein, so dass er sich aus seinem bequemen, durchgesessenen Chefstuhl erhob. „Komm mit, wir gehen mal lieber woanders hin.“

Während sie die Treppen wieder nach unten stiegen und in einen gemütlich eingerichteten, pink gestrichenen Nebenraum gingen, streckte der Pädagoge ihm die Hand entgegen. „Ich heiße übrigens Joe oder, wie unsere Leute hier sagen, Big Joe oder manchmal auch Boss, aber das mag ich nicht besonders. Und dein Name war noch mal?“

„Simon Specht.“

„Gut, Simon, setz dich.“ *Big Joe* ließ sich auf das Sofa fallen und legte die Füße auf den davor stehenden Beistelltisch.

„Stört's dich, wenn ich rauche?“

Simon schüttelte mit dem Kopf, aber da hatte er die Zigarette schon angezündet.

„Erzähl's bloß nicht deiner Freundin Anke Gebhardt.“ Er grinste, als wäre er selber noch ein Teenager und Anke Gebhardt seine Lehrerin. Simon war zwar gewarnt worden, aber so hatte er sich Joachim Lieberknecht dann trotzdem nicht vorgestellt.

„Möchtest du was trinken?“

„Nein, danke“, sagte Simon, obwohl sein Mund eine Wüste war, doch er ahnte, dass auch ein Getränk dagegen kaum helfen würde.

„Na, dann erzähl mal. Du studierst Sozialpädagogik?“

„Ja, also Erziehungswissenschaft, um genau zu sein, an der Universität, zweites Semester.“

„Uni, Fachhochschule, das ist mir egal. Viel wichtiger ist, was du draus machst. Also, warum willst du Pädagoge werden?“

Über alles hatte er sich vorher Gedanken gemacht: die Standardfragen nach Stärken und Schwächen, von denen er in Online-Bewerbungsratgebern gelesen hatte, die wichtigsten von ihm im Studium bereits erworbenen Erkenntnisse, die vermeintlich konkrete Motivation für seine Bewerbung am Stahlhof. Aber auf diese grundlegende wie naheliegende Frage war nur unzureichend vorbereitet.

„Also, meine Eltern sind beide Lehrer und ich...“, er geriet ins Stocken und bereute sofort, mit seinen Eltern angefangen zu haben, was spielte das hier schon für eine Rolle? Doch Big Joe schien eine Idee zu haben, worauf er hinauswollte und vervollständigte seinen Satz.

„...hast gedacht, das Talent zur Pädagogik liegt in der Familie, aber auf die Penne hab ich eigentlich keinen Bock, drum mach ich mal den Sozialpädagogen, ist lässiger.“

„Ja, so könnte man es vielleicht ausdrücken“, sagte Simon erleichtert.

„Ganz ehrlich: Das reicht nicht. Entweder, du findest einen besseren Grund dafür, diesen Beruf zu ergreifen, als den, dass deine Eltern was Ähnliches machen, oder du suchst dir lieber was Anderes. Zumal Schule und das, was wir hier tun, ungefähr so viel miteinander zu schaffen haben wie Himmel mit Hölle, und ich denke, ich brauch dir nicht zu erzählen, wer aus meiner Sicht die Guten und wer die Bösen sind.“

„Es hat eigentlich doch nichts mit meinen Eltern zu tun. Ich weiß nicht, warum ich das gesagt habe.“

Ehrlichkeit, Flucht nach vorne, seine einzige Chance.

„Womit also dann?“

Simon dachte nach und obwohl er so nervös war, fiel ihm plötzlich ein, wie er es ausdrücken konnte. Authentisch, autobiographisch – aber natürlich auch nicht zu ehrlich.

„Ich bin in Schmachthagen aufgewachsen. Ich hatte das Glück, eine behütete Kindheit zu haben, aber ich weiß aus vielen Begegnungen, dass das in diesem Teil der Stadt eher die Ausnahme ist. Ich möchte Sozialpädagoge werden, weil ich genau diesen Kindern helfen will, es raus aus dem Ghetto zu schaffen. Oder zumindest diesen Ort zu einem besseren Ort zu machen.“

„Okay.“ Lieberknecht grinste, was den Funken Selbstbewusstsein in Simon, zu dem ihm seine Aussage verholten hatte, sofort wieder zum Erlöschen brachte. „Du kannst ja doch reden. Und Idealist bist du auch, das gefällt mir. War ich auch mal. Aber Reden und Ideale allein bringen überhaupt nichts, auch wenn dieser Irrglaube in unserer Branche bedauerlicherweise sehr verbreitet ist. Was konkret würdest du denn gern tun, um dieses Ghetto, wie du sagst, erträglicher für die Kinder zu machen?“

„Ich denke, man müsste mehr in Bildung und Betreuung investieren, in Beratungsangebote, Förderung und Prävention...“

„Wenn du investieren willst, musst du Bänker werden. Oder Politiker. Sozialarbeiter investieren nicht, Sozialarbeiter haben nämlich kein Geld. Sozialarbeiter machen nur eins: Sie arbeiten.“

„Das würde ich ja auch tun“, sagte Simon und konnte nicht vermeiden, beleidigt zu klingen.

„Was würdest du denn tun? Was kannst du diesen Kids geben? Gibt es irgendetwas, das du ihnen bieten kannst, um sie, wie es immer so schön heißt, von der Straße zu holen? Gibt es eine Sportart, in der du dich auskennst, bist du handwerklich begabt, spielst du irgendwelche Instrumente, kannst du vielleicht rappen oder tanzen oder zeichnen oder bist du ein Computerfreak?“

„Äh, nein, das alles eher nicht. Mit dem Computer kann ich ganz gut umgehen, aber Freak

würde ich jetzt nicht sagen.“

„Hast du sonst irgendwelche Talente oder zumindest Interessen?“

Endlich eine Frage, auf die er vorbereitet war, auch wenn zu befürchten stand, dass er mit seiner Antwort den Boss des Stahlhof kaum überzeugen würde.

„Ich höre viel Musik, geh oft ins Kino, interessiere mich für Politik, für Umweltfragen und ich lese gern.“

„Genau das habe ich befürchtet. Kino, Politik, Literatur... Schöne Dinge, find ich alles auch ganz toll, aber was hat das mit der Lebenswirklichkeit von diesen Kids da draußen zu tun?“ Er zeigte auf das Fenster, das leider geschlossen war, so dass sich der Raum zunehmend mit beißendem Zigarettenqualm füllte.

„Hast du irgendeinen Plan, wie man die Kids mit solchen Dingen kriegen soll?“

„Nein, aber genau das will ich lernen. Deshalb bin ich ja hier“, sagte Simon, eine Spur zu defensiv im Ton.

„Tja, dann werd ich dir mal was sagen: Das kannst du dir abschminken. Das lernst du nicht an der FH, nicht an der Uni und schon gar nicht hier, in Schmachthagen. Das geht nämlich nicht. Glaub mir, ich mach den Job seit fast 40 Jahren. Ich weiß, wovon ich spreche. Mein Rat ist: Find raus, was du wirklich willst und was du kannst. Und nimm's nicht persönlich, aber für mich sieht's nicht danach aus, als ob das was mit Sozialpädagogik zu tun hat.“

Simon war brüskiert und konnte das auch nicht länger überspielen. „Heißt das, Sie geben mir nicht einmal die Möglichkeit, während der Semesterferien mal ein bisschen reinzuschnuppern?“

Es war ihm zwar bewusst, dass der Zug abgefahren, die Tür verschlossen war, aber angesichts solcher Unfairness musste er einfach etwas erwidern. Es war anmaßend, wie schnell dieser Mann, der ihn – von einer Jahre zurückliegenden, aus seiner Sicht wahrscheinlich bedeutungslosen Begegnung mal abgesehen – doch überhaupt nicht kannte, über ihn urteilte.

„Sag mir, in welchem Projekt ich dich unterbringen soll. Willst du dich von Elfjährigen beim Bolzen hinterm Haus übel foulen lassen? Oder vielleicht lieber beim Mädchentreff Tipps zu Haarextensions geben? Das hat doch keinen Zweck, mach dir nichts vor. Du passt hier nicht rein, das wissen wir beide. Kaffee kochen und Reden schwingen kann ich selber ganz gut, dafür beute ich keine Praktikanten aus.“

Damit war das Gespräch für den Pädagogen offenbar beendet, denn er schaute auf die Uhr, nahm die Füße vom Tisch, warf seine erst zur Hälfte aufgerauchte Zigarette in eine nur beinahe leere Colaflasche, die auf dem Boden stand und ging zum Fenster, um es endlich zu öffnen.

„Wie gesagt, ist wirklich nicht persönlich gemeint. Ich kann verstehen, dass du jetzt so 'ne Krawatte hast auf mich, aber in ein paar Jahren denkst du vielleicht: Gut, dass ich dem alten Knacker begegnet bin. Glaub mir's.“

Zum Abschied ließ sich Simon widerwillig erneut die Hand geben und der Stahlhof-Leiter schüttelte sie so fest, dass sie noch Minuten danach weh tat.

Simons Plan war gescheitert. Er war sich sicher, dass dieser Mann in Unrecht war und vor allem

ihm abermals Unrecht getan hatte. Und fast sicher, dass er ihn nie wieder sehen würde.

Zumindest in diesem Punkt aber irrte er sich: Diese Begegnung sollte nicht seine letzte mit Big Joe sein – und schon gar nicht die folgenreichste.

\*\*\*

*Von meinem Zimmer aus kann ich die Überreste der Orte meiner Kindheit sehen: im Hintergrund die Silhouette der Hochhäuser von Schmachthagen und davor die Grünfläche, die wir ‚das Feld‘ nannten, obwohl es eigentlich eher eine Wiese war, ein einfaches Stück Brachgelände am Rand der Siedlung, auf dem wir Fußball oder Fangen spielten. Den ‚Wald‘, einen schmalen Streifen mit Bäumen, deren höchsten Gipfel wir einnahmen wie Raubritter fremde Festungen, gibt es nicht mehr. Hier stehen jetzt Reihenhäuser, unter anderem unseres.*

*Wir entdeckten diesen Ort in unserem ersten gemeinsamen Sommer, als das Wetter besser wurde und wir begannen, außerhalb der Hochhäuser und des Einkaufszentrums zu spielen. Mein junger Freund war, anders als ich, ein hervorragender Kletterer und es dauerte nur Sekunden, bis er den größten Baum des winzigen Waldstücks erklommen hatte.*

*„Ich komm da nicht hoch! Da falle ich bestimmt runter“, rief ich von unten hinauf.*

*Niklas stieg wieder herab und stellte sich neben mich. „So, jetzt kannst du hochklettern! Ich bleib hier stehen, und wenn du fällst, dann fange ich dich auf. Ehrenwort!“*

*Ich war dermaßen gerührt, dass ich gar nicht anders konnte, als es zu versuchen. Obwohl ich wusste, dass der kleine Niklas mich kaum würde halten können, überwand ich mich, unterdrückte den Schwindel und schaffte es bis nach ganz oben. Die Aussicht auf die Wohntürme war spektakulär.*

*Unzählige Male saßen wir danach in jenem Sommer dort, erholten uns vom Toben und Bolzen auf dem Feld, tranken Capri Sonne oder aßen Kratzeis, warfen mit Blättern nach Vögeln und sprachen über alles, was uns in den Sinn kam. Dort oben, wo sich unsere Worte mit dem Wind und dem Rauschen der Blätter vermischten, fiel das Reden seltsamerweise leichter als unten.*

*„Wenn ich groß genug bin, haue ich ab von hier“, sagte Niklas eines Tages, in einer für einen Jungen seines Alters erschütternden Ernsthaftigkeit.*

*Ich wünschte mir, dass er niemals groß werden, dass er seinen Plan niemals umsetzen würde.*

*„Wir könnten uns ein riesiges Baumhaus bauen und für immer hier bleiben“, schlug ich stattdessen vor. Ich war alt genug, um zu wissen, dass das unmöglich war, aber auch noch jung genug, um es mir trotzdem wunderbar vorzustellen.*

*Wir unterhielten uns darüber, wie so ein Baumhaus aussehen würde und was man benötigte, um es zu bauen.*

*„Wir bräuchten echt eine Menge Sachen. Das würde nur mit Hilfe von Erwachsenen klappen“, sagte ich zusammenfassend, vernünftig und realistisch wie ich war, und dachte bereits darüber nach, wie ich meinen Vater für unser Vorhaben begeistern könnte.*

*„Nein!“, sagte Niklas bestimmt. „Du darfst niemandem von unserem Baum und unserem Plan erzählen.“*

*Ich musste es ihm versprechen, hoch und heilig.*

*Am nächsten Tag kam Niklas mit seinem Ranzgen zum Baumhaus, obwohl immer noch Ferien waren.*

„Was hast du denn da drin?“

Er wollte es mir erst oben zeigen. Der Rucksack war dermaßen schwer, dass sogar ein talentierter Kletterer wie er Schwierigkeiten hatte, damit den Baum hinaufzusteigen. Ich befürchtete, dass der Ast, auf dem wir saßen, unter dem Gewicht zusammenbrechen könnte. Als es anfang, verdächtig zu knacksen, wurde auch Niklas klar, dass wir handeln mussten.

„Warte, ich häng ihn hierhin.“ Er trennte sich von seinem Ranzen und befestigte ihn an einem benachbarten Ast. Kalte Schweißtropfen oder vielleicht sogar schon Tränen liefen mir das Gesicht hinunter, da ich immer noch panische Angst hatte, jeden Moment in die Tiefe abzustürzen – doch zum Glück hörte das verdächtige Knacksen unter uns auf.

Dafür machte sich nun der Ast neben uns bemerkbar. Niklas' Gepäck war einfach zu schwer, selbst für den vermutlich größten Baum der Siedlung. Die alte Buche warf den Ranzen ab wie ihr Blätterkleid im Herbst.

Wir stiegen so schnell es ging hinab und begannen, seine überall auf dem Boden verstreuten Sachen aufzuräumen. Niklas' Teddybär hatte den Sturz unbeschadet überlebt, sein mit roten Rennwagen bedruckter Pyjama war bloß etwas schmutzig geworden, das sicherlich mühsam zusammengebaute Lego-Raumschiff wieder in seine Einzelteile zerlegt, eine Flasche Fanta lief langsam aus, Bonbons und Süßigkeiten rollten in alle Richtungen. Am schlimmsten hatte es aber einen verzierten Bilderrahmen getroffen: Nicht nur, dass die Glasscheibe zerborsten war, auch die kleinen Steine und Muscheln, die den Rahmen schmückten, waren größtenteils hinüber.

Zum zweiten Mal sah ich Niklas weinen, was für einen Jungen in seinem Alter und in Anbetracht der vielen Tage, an denen wir uns nun schon gesehen hatten, sehr selten war. Diesmal gab er sich nicht einmal mehr die Mühe, seine Gefühle vor mir zu verstecken.

„Wir kleben das wieder an, wir reparieren das“, sagte ich, wohl wissend, dass wir das nicht hinkriegen würden, aber es brach mir das Herz, ihn so zu sehen.

Ich betrachtete das Foto im Rahmen. Es zeigte ihn, als er noch kleiner war, mit seinen Eltern. Ich hatte sie in all den Monaten, die wir uns nun schon kannten, immer noch nicht zu Gesicht bekommen. Sein Vater hatte noch viel dunklere Haut als er und seine Mutter war genauso weiß wie ich.

Erst da begriff ich, was es mit seinem Teint und seinen Haaren auf sich hatte: Sie waren schlicht das Erbe seines Vaters. Diese Tatsache war so profan wie logisch und doch betäubte mich die Erkenntnis ein wenig, hatte ich mir doch irgendwie eingebildet, mein kleiner Freund wäre etwas ganz Besonderes, sein außergewöhnliches Aussehen eine Art Geschenk, seine exotische Schönheit ein unerklärliches Wunder der Natur.

„Was ist denn das für ein Foto?“, fragte ich, während ich zaghaft den Arm um ihn legte, in der Hoffnung, er würde dadurch und über das Erzählen mit dem Weinen aufhören können.

„Da waren wir am Strand. Warst du schon mal am Strand?“

Es hatte funktioniert, die Tränen hörten auf zu fließen, er schniefte nur noch ein wenig.

„Ja, schon oft. Vielleicht fahren wir in den Herbstferien wieder hin, nach Spanien“, sagte ich und dann, weil er doch noch sehr traurig aussah, gab ich ihm ein Versprechen, das erste von vielen, das ich nicht würde halten können: „Komm doch nächstes Mal einfach mit! Meine Eltern haben bestimmt nichts dagegen. Dann sammeln wir Muscheln und Steine am Strand und machen einen neuen Bilderrahmen, versprochen, noch viel schöner als der alte.“

Niklas strahlte wieder und es war ein Gefühl wie Weihnachten und Geburtstag auf einmal, dass ich das

geschafft hatte, ja vielleicht sogar der Grund dafür war.

Wir packten alles zurück in den Ranzen, auch den kaputten Rahmen, stellten ihn am Baumstamm ab und kletterten wieder hinauf, wo wir uns noch lange darüber unterbielten, was wir alles gemeinsam am Strand anstellen könnten.

„Warum hast du eigentlich diese ganzen Sachen mitgebracht?“, fragte ich ihn irgendwann, obwohl ich es mir eigentlich denken konnte.

„Weil wir hierbleiben, für immer. Hast du doch selbst gesagt.“

„Aber wir haben doch noch gar kein Baumhaus.“

„Brauchen wir nicht. Ich kann auch auf dem Ast schlafen, wetten?“

Es kostete mich einiges an Überzeugungskraft und ich fühlte mich ungemein erwachsen, als ich es schließlich geschafft hatte, Niklas von der Unmöglichkeit seines Vorhabens zu überzeugen, ohne ihm das Gefühl zu geben, dass ich mich darüber lustig machte oder unseren Traum völlig aufgegeben hatte.

Als es Zeit für mich wurde, zum Abendessen nach Hause zurückzukehren, stieg ich hinab und er folgte mir ohne Widerrede, überholte mich sogar, flink wie er war. Im Gehen entdeckte ich noch einen winzigen Stein, der zu Niklas' Rahmen gehört haben musste, und steckte ihn ein, ohne dass er etwas davon bemerkte.

Ich nahm mir vor, diesen Stein wie einen Schatz zu hüten. Und ich schwor mir, dass das Versprechen, das er mir kurz zuvor gegeben hatte, umgekehrt genauso galt: Ich würde Niklas auffangen, wann immer er drohte zu fallen. Ich war mir sogar sicher, dass ich dafür groß genug war. Seit ich ihn an meiner Seite hatte, fühlte ich mich so stark wie nie.

Den Stein verlor ich leider dennoch, wenige Monate später. Dass ich auch Niklas irgendwann verlieren würde, dass irgendwann nichts und niemand ihm mehr Halt geben könnte, das ahnte ich damals noch nicht im Entferntesten. (...)

\*\*\*